Der Wald ist im Museum

Der Wald um Schwanstetten als Jagdgebiet und als ständiger Lieferant für Holz

Das Museum Schwanstetten hat etwas Neues in seiner Sammlung: Den Wald. Das Museum hat an 365 Tagen im Jahr rund um die Uhr geöffnet. Der Eintritt ist frei.

SCHWANSTETTEN – Wald gab es hier schon immer: Dichter Wald – eine imposante Sanddüne – und ein kleiner Bach – so zeigte sich diese Gegend auch den ersten Siedlern. Die Germanen hatten an dieser Sanddüne und dem Bach eine „Ting-Stätte“, also einen „Gerichtstreff“ oder einen „Ratstreff“. Heute nennen die Schwander dieses Areal „An der Alting“.

Später wurde die Gegend für eine Ansiedelung interessant. Dafür musste der Wald an einigen Stellen „schwinden“, Platz machen für den Ort „Swande“, was eben von „schwinden“ kommt.

Der Burggraf in Nürnberg verlegte seinen Regierungssitz zuerst nach Cadolzburg und später nach „Onoldsbach“ und nannte sich fortan „Markgraf von Brandenburg Ansbach“. In seinem Besitz lag auch der kleine Ort „Swande“. Ein Handelsweg nach Süden, nach Venedig, führte durch den Ort.

Viel Holz für die Köhlerei

Bei Schwand hatte sich auch das Köhlerhandwerk angesiedelt. Die Köhler verbrauchten Unmengen an Holz um die in der Metallverarbeitung heiß begehrte Holzkohle zu liefern.

1489 errichtete die markgräfliche Regierung in Onoldsbach die „Brandenburgische Wildmeisterei“ in Schwand und Ulmann Scheit wurde als erster Wildmeister eingesetzt. Er war für die Wildfuhr Schwand zuständig. Daneben gab es im Oberamt Schwabach noch vier weitere Wildfuhren: Kammerstein, Kornburg, Mögeldorf sowie die halbe Wildfuhr Regelsbach.

Wie schon die Namen „Wildfuhr und Wildmeister“ ahnen lassen, ging es bei seinen Aufgaben mehr um das Wild als um den Wald. Dem Wildmeister unterstanden „Förster“ und „Jägerburschen“ sowie „Streifer“ und „Heger“ (Waldaufseher). Die Landesherrschaft forderte von der abhängigen Bevölkerung „Jagdfronen“. Das konnten Treiberdienste bei der Jagd selbst sein, Transport und Aufbau des Jagdzeugs, die Unterbringung und Verpflegung der Jäger oder die Aufzucht und Haltung der Hunde oder aber eine „Hundssteuer“ als Ausgleich dafür, dass man vor der Hundehaltung „verschont“ blieb (wie der Obermüller in Schwand).

Existenzbedrohender Schaden

Die enormen Wildmengen, die für die immer aufwändiger und prachtvoller werdenden Prunkjagden benötigt wurden, richteten existenzbedrohende Schäden nicht nur auf den Feldern an. Bis zum Beginn des 19. Jahrhunderts blieb es den Bauern untersagt, ihre Felder durch hohe Zäune zu schützen oder das Wild effektiv zu vertreiben. Aus diesen Gründen hatten die Bauern kein Verständnis für die Jagd.

Die Landesherren praktizierten unterschiedlichste Formen der Jagd. Die drei wichtigsten großen höfischen Jagdmethoden waren das „Eingestellte“ oder „Deutsches Jagen“ (Hetzjagd), die Parforce-Jagd (Hetzjagd auf ein einzelnes Stück Wild) und die Beizjagd (Jagd mit abgerichteten Greifvögeln).

Bereits etliche Tage vor der eigentlichen Jagd wurde das Wild in eingelappte Kammern und Läufe (durch Stangen befestigte Tücher und Jagdlappen eingefasste Bereiche) getrieben und dort bewacht, damit es nicht entkam, oder „durch die Lappen ging“. Aus diesen Kammern heraus wurde es vor den Jagdschirm (geschützter Stand) mit den hohen Herren und den geladenen Gästen getrieben, damit sie es bequem abschießen konnten. Das Volk nahm an diesen Jagden nur als Zuschauer teil.

Holz für den Wiederaufbau

Hinzu kamen die Folgen kriegerischer Akte. Als 1548 durchziehende spanisch-kaiserliche Truppen Schwand zerstörten, wurde für den Wiederaufbau allein der Kirche und des Pfarrhauses in der Soos 16,5 Hektar Wald abgeholzt (Kahlschlag).

1930 gab es wieder einmal reichlich Schadholz. Die Forleule führte dazu, dass 100 000 Festmeter Holz eingeschlagen werden mussten. Die betroffenen Flächen wurden wieder aufgeforstet.

Während des 30-jährigen Krieges wurde Schwand 1632 von Wallensteins Truppen, 1633 von kaiserlichen Reitern und 1643 von Hatzfeldischen gleich drei Mal geplündert und gebrandschatzt. Dazwischen gab es dann auch noch 1635 eine große Hungersnot, so dass der Wiederaufbau nur schleppend voranging und erst so richtig mit den Exulanten aus Niederösterreich voranging.

Beim Kirchenneubau der Johanneskirche 1751 bis 1753 musste dann wiederum der Wald in der Soos bei der Finanzierung mithelfen. Den „Ruhm des Baues“ und die Vorsorge für sein Seelenheil verbuchte der Markgraf aber ganz allein für sich.

1712 fand eine Parforce-(mit Gewalt)Jagd in Kornburg ihr Ende. Dem Hirsch wurde ein Denkmal gesetzt. Es steht heute in Kornburg in der Ortsmitte.

Mit dem Übergang zur „preußischen“ und danach zur „bayerischen Herrschaft“ änderte sich die Jagd. Die neuen Herren hatten bessere Reviere und so konnte auch der Wildbestand niedriger gehalten werden.

Reichsjagdgesetz von 1934

Erst die bürgerliche Revolution von 1848 beendete die Feudaljagd. Jetzt änderte sich das Jagdrecht zu Gunsten aller Bürger. Die Parlamentarier der Paulskirche binden das Jagdrecht an den eigenen Grund und Boden. Nur Eigentümer eines Areals mit einer zusammenhängenden Mindestgröße durften die dort lebenden Tiere erlegen. Das Reichsjagdgesetz von 1934 regelte Hege und Pflege, legte Jagd- und Schonzeiten fest. Ferner wurde eine strenge Jägerprüfung Pflicht. Das spätere Bundesjagdgesetz hat viele Elemente des Reichsjagdgesetzes übernommen.

Die Waldbewirtschaftung glich früher einer „Ernte“. So wie man ein Getreidefeld „erntete“, so auch den Wald. Es gab also in der Regel Kahlschlag. Und die Wiederaufforstung erfolgte mit der schnell und auf dem Sandboden gut wachsenden Kiefer. Die immer wiederkehrenden „Katastrophen“ waren so programmiert. Und versuchte man es wirklich mal mit einem „Mischwald“, dann sorgte der immer noch hohe Wildbestand durch den Verbiss der Blattbäume dafür, dass doch nur die Kiefer übrig blieb. Unser „Steckerleswald“ entstand.

Kiefernspanner und Forleule

Waldschädlinge wie Kiefernspanner, Forleule, dazu dann noch Schneebruch und schließlich Sturmschäden setzten in den folgenden Jahren – und bis heute – dem Wald zu. 1892 bis 1895 war es die Witterung, die es dem Kiefernspanner ermöglichte, sich in den gleichaltrigen Kiefernwäldern explosionsartig zu vermehren. Ergebnis: es mussten 1 300 000 Festmeter Holz eingeschlagen werden. Aus ganz Deutschland kamen Holzhauer nach Franken, überwiegend „Bayerwäldler“.

80 Prozent des Holzes waren Grubenholz und wurden in das Saar- und Ruhrgebiet geschafft. Auf den Kahlflächen in den ehemaligen Wäldern vermehrten sich Rehe, Hasen, Birkwild, Auerwild und Rebhühner stark.

In Schwand entstand das Dampfsägewerk Brunner. Bis zu 90 Beschäftigte arbeiteten dort. Zumeist waren es alleinstehende Männer, die in ihrer Freizeit „Zerstreuung“ suchten und die Wirtschaften „aufmischten“. Zur Beruhigung beantragte der damalige Bürgermeister sogar eine eigene Gendarmerie-Station in Schwand. Einige der Männer gründeten hier Familien und blieben – als Katholische in einem rein evangelischen Gebiet. Die Arbeit, um das ganze Schadholz aufzuarbeiten, reichte für ein gutes Jahrzehnt.

Aber schon 1930 gab es wieder neues Schadholz. Diesmal war es die Forleule, die dazu führte, dass 100 000 Festmeter Holz eingeschlagen werden mussten. Nun war es das Sägewerk Baumann, das davon profitierte und zusätzliche Arbeit bekam. Schließlich mussten 1934 die „Notstandsarbeiter“ ran, die für die anstehende Wiederaufforstung eingesetzt wurden. Für 20 Mark mussten sie eine ganze Woche (40 Stunden) im Wald arbeiten, um nicht ihre Arbeitslosenunterstützung zu riskieren.

Große Sanddüne abgebaggert

Im Wald bei Schwand gab es zu dieser Zeit immer noch die große Sanddüne, die ehemalige „Ting-Stätte“, ein Relikt aus der letzten Eiszeit. Ein ständig wehender, kräftiger Wind aus westlicher Richtung hatte damals den feinen Quarzsand herangeweht, der sich hier dann zu dieser mächtigen Düne anhäufte. Doch im „1000-jährigen Reich“ wurde diese Sanddüne innerhalb weniger Jahre abgebaggert und nach Nürnberg transportiert. Der Sand diente als Baumaterial für das „Kongresszentrum“.

1956 statteten die Raupen der Kieferneule und 1959/60 die der Kiefernbuschhornblattwespe den Schwander Wäldern einen weiteren „Besuch“ ab, der schwerwiegende Folgen hatte. Nur eine Bekämpfung mit DDT verhinderte große Kahlfraß-Flächen.

1966 errichteten die Stadtwerke Fürth in dem Gebiet zwischen Furth, Harrlach, Brunnau und Guggenmühle viele Tiefbrunnen, aus denen sie Trinkwasser förderten.

Am 23. Februar 1967 war der nördliche Landkreis das Zentrum eines verheerenden Sturmes: Rund 20 000 Festmeter Holz galt es in den Wäldern aufzuräumen, denn zu allem Unglück drohte auch noch die Gefahr des Borkenkäfers!

1972 sind viele Arbeiter und sogar Schulkinder zur Ferienarbeit eingesetzt worden, um die Schneebrüche von 1971 zu beseitigen. Hier nützte man die Chance, anstatt Kiefer Mischwald zu pflanzen.

1985 wurden große Waldgebiete auch um Schwand als Bannwald ausgewiesen. Dadurch sollte eine weitere Verminderung der Waldfläche verhindert werden.

Schneebruch und Schädlinge

Am 17. März 1985 brechen um Schwand viele Hektar reine Kiefernwälder unter einer großen Schneelast zusammen. Nach dem Schneebruch kam die Kieferneule (1987). Sie wurde großflächig mit Dimilin aus dem Flugzeug bekämpft, aber trotzdem waren 150 Hektar Wald kahl gefressen. Im Bereich Schwand, Furth und Harrlach mussten erneut 20 000 Festmeter Holz eingeschlagen werden. Und bereits kurz darauf galt es die Folgen orkanartiger Stürme (Wibke und Vivian) zu beseitigen. So gab – und gibt - es immer wieder – ungewollten und ungeplanten Nachschub auch an Schad-Holz aus dem Wald. *he*

In der Waldabteilung „Brunnen“ wurde 1935 neu angepflanzt mit Fichten und Erlen.

ⓘ www.museum-schwanstetten

Die Schäden am Wald wurden wieder behoben. Unser Bild zeigt Pflanzfrauen bei der Brotzeit

In Schwand entstand das Dampfsägewerk Brunner – ein dominanter Betrieb. Bis zu 980 Beschäftigte arbeiteten in dem Betrieb.

Fotos: Museum Schwanstetten